

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

30.11.1919 (No. 48)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 48

Karlsruhe, Sonntag, 30. November

1919

Inhalt: Mirabeau und der französische Staatsbankrott. Von Gustav Reppert. — Die Gelb-Noten Bücher. Angezigt von Karl Jobo. — Die Millton und der Mesner. Skizze von Hermann Kienzl.

Mirabeau und der französische Staatsbankrott.

Von Gustav Reppert.

Die Verhandlungen der Reichsstände zu Beginn der französischen Revolution von ihrem Zusammentritt am 4. Mai 1789 an bis zum endgültigen Sturz Neders stellen ein fortlaufendes Duell zwischen dem Genfer Bankier auf dem französischen Ministerstempel und dem großen Tribunen dar. Schon bei Eröffnung der Notabelnversammlung im Februar 1787 war es zu einer Debatte zwischen dem Minister Calonne und dem Direktor der Finanzen Neders über dessen Rechenschaftsbericht vom Jahre 1781 gekommen, und obgleich Neders dabei den Kürzeren zog und beim König in Ungnade fiel, besaß er doch innerhalb und außerhalb der Versammlung eine große Popularität, die ihn Calonne unbehaglich machte. Damals wurde Mirabeau, der eben aus England zurückgekehrt war und in der zunehmenden Verwirrung in Frankreich seine Zeit gekommen glaubte, dem Minister ein wertvoller Bundesgenosse gegen den „zu einem Staatsmann verdorbenen Banquier“, wie ihn Mirabeau bezeichnete. Des letzteren Abneigung gegen Neders war alt und rührte zum Teil daher, daß Neders die Grundzüge seines Vaters, des Marquis von Mirabeau, des bekannten Physiokraten und Freundes des Markgrafen Karl Friedrich von Baden und der übrigen physiokratischen Führer in seinen ersten Schriften angegriffen hatte, zweifellos noch mehr aber haßte ihn Mirabeau deswegen, weil Neders sich immer wieder bei der Verteidigung seiner amtlichen Tätigkeit hinter sein unbeflecktes Privatleben verschänzte, während ihn selbst seine abenteuerliche Vergangenheit mit ihren vielen Ausschreitungen der Leidenschaft bis zu seinem Tode hinderte, die Stellung zu erlangen, die seinen ungeheuren Talenten entsprach. Mirabeau fühlte das tief, und sein Freund, der Graf von der Mark, hat ihn mehr als einmal ausrufen hören: „Ach, welchen Schaden fügt die Immoralität meiner Jugend der öffentlichen Sache zu!“

Der Finanzschriftsteller Mirabeau sah klar den wunden Punkt in der Finanzverwaltung Neders. In seiner „Denunziation der Agiotage“ macht er Neders den Vorwurf, daß er immer nur zu neuen Anleihen, anstatt zu einer Reform des Steuerwesens gegriffen hätte, und nannte ihn einen Taschenspieler und einen Menschen mit leerem Kopf. (Die verschiedenen Annäherungsversuche, die Mirabeau an Neders gemacht hat, sind rein taktischer Natur und haben keinen Einfluß auf die Beurteilung, die er Neders Fähigkeiten angedeihen ließ.)

Der Graf von Mirabeau zog als Deputierter der Stadt Nîmes in der Provence in die Nationalversammlung ein, und zwar als Vertreter des dritten Standes, denn der Adel seiner Provinz hatte ihn, den Heiden zahlreicher Skandalprozesse, den in offizielles Gespöß, den Gefangenen von Vincennes von sich gestoßen. Das erste, was Mirabeau tat, war, daß er eine Zeitung gründete, ohne die Zensur zu fragen, und Neders angriff. Der Erfolg war zunächst, daß sich Mirabeau eine Flut von Schmähchriften auf den Hals zog, in denen er als „schmachbedeckter Skribent“ und als „giftiges Reptil“ der Käuflichkeit gestehen wurde. Mirabeau ließ sich aber nicht beirren, sondern setzte in seinen „Briefen an seine Wähler“ die Angriffe auf den „sogenannten volkstümlichen Minister“ fort, „der es wagt, frechen Sinns die Gedanken versiegeln zu wollen“. Mirabeau ist dadurch zum erfolgreichen Verfächter der Pressefreiheit geworden.

Als nach Ueberwindung der Kinderkrankheiten die Nationalversammlung zu geordneten Debatten gelangte, traten die Finanzen neben der Verfassungsfrage wieder in die erste Reihe. Der finanzielle Zusammenbruch Frankreichs war unaufhaltsam. Die Regierung hatte sowohl in der Verfassungs- wie in der Finanzfrage die Initiative völlig aus der Hand gegeben, ohne Programm war sie in die Versammlung der Generalstände hineingestolpert. Mirabeau schob die ganze Schuld auf Neders. „Hätte der Mann“, schreibt er, „neben seinen verkehrten Absichten auch nur einen Schatten von Talent, so hätte er in acht Tagen 60 Millionen Steuern und 150 Millionen Anleihen haben und am neunten Tag uns auflösen können; hätte er einen Schatten von Charakter, so würde er unentwegt mit uns gemeinsame Sache machen und

könnte ein neuer Richelieu werden; hätte die Regierung eine Spur von Geschick, so würde der König sich offen für das Volk erklären, und wir könnten den II. Akt der dänischen Revolution von 1680 spielen, statt alles dessen bringen sie nur den wundervollen Lehrsatz Machiavellis zu Ehren, daß alles Uebel in der Welt daher kommt, daß man entweder nicht gut genug oder nicht schlecht genug ist.“

Mit dem Befehl des Königs an die widerstrebenden Glieder des Adels und des Klerus, sich mit den Abgeordneten des dritten Standes zu vereinigen, war die Niederlage der Regierung besiegelt. Den Versuch eines militärischen Staatsstreichs, der die Entlassung Neders und die Einsetzung eines neuen Ministeriums von Aktionsmännern herbeiführte, beantwortete das Volk von Paris durch die Erstürmung der Bastille am 14. Juli. Mit ihr begann die blutige Revolution ihren Weg.

Die ganze Ohnmacht Neders offenbarte sich bereits am 7. August und in den folgenden Tagen. Er hatte von der Nationalversammlung ein sofortiges Anleihen von 30 Millionen verlangt, um das immer größer werdende Defizit zu decken. Der Erfolg war die Zeichnung von kaum zwei und einer halben Million. Ein neues Anleihen von 80 Millionen, das der Finanzminister gleich darauf forderte, hatte keinen besseren Erfolg. Der Kredit der Regierung war völlig erschüttert. Neders war am Ende seiner Weisheit, sein einziges Mittel, sich über Wasser zu halten, war, daß er fortgesetzt zu den Vorschläffen der Diskontokasse seine Zuflucht nahm. Dieses Institut war 1776 unter den Auspizien Turgots in Form einer Kommanditgesellschaft auf Aktien gegründet worden, hatte ein Privileg zur Emission von Noten erhalten, denen 1783 der damalige Generalkontrollleur der Finanzen, d'Ormesson, durch Beschluß des Conseils zeitweiligen Zwangskurs hatte geben lassen. Calonne hatte am Anfang seiner Amtstätigkeit versucht, die Mikrowirtschaft der Diskontokasse einzudämmen, war aber am Ende seiner Hilfsmittel dazu gekommen, die Privilegien der Diskontokasse zu vergrößern und die Erhöhung ihres Kapitals auf 100 Millionen zu gestatten, von denen er 70 für den Staatsschatz anstieh. Neders, der ebenfalls die Vorschläffe der Diskontokasse durch Verlängerung des Zwangskurses belohnte, faßte in seiner Not den Plan, die Kasse in eine Nationalbank umzuwandeln. Aber Mirabeau vereitelte das Unternehmen. Er ließ am 16. September eine neue Abhandlung über die Diskontokasse erscheinen und in der Nationalversammlung verteilen, in der er schonungslos gegen die „wortbrüchigen Fabrikanten eines unbegrenzten Papiergeldes“ loszog und mit seinen Streichen zugleich deren Beschützer, Neders, traf.

Schon wenige Tage später, am 21. September, mußte Neders vor der Nationalversammlung den bevorstehenden Staatsbankrott eingestehen. Als wesentliches Hilfsmittel dagegen konnte er unter einer langen Aufzählung von Maßnahmen für den Augenblick nur ein — Reichsnotopfer empfehlen. Eine einmalige Abgabe von einem Viertel des Jahreseinkommens aller Staatsbürger bis zu einer gewissen Grenze abwärts. Man sieht, Neders war mit diesem Vorschlag der Vater — Herrn Erzbergers.

Das Finanzkomitee billigte am 26. September durch den Mund des leichtfertigen und geschäftsunkundigen Marquis von Montesquion die Pläne Neders, und dabei ereignete sich etwas ganz unerwartetes. Als nämlich verschiedene Mitglieder genauere Aufschlüsse über Einzelheiten verlangten, sprang Mirabeau seinem gehäpften Gegner bei, indem er ausführte, es handle sich um eine rasche Entscheidung. „Das grenzenlose Vertrauen, welches die Nation diesem Finanzminister immer bewiesen hat, der auf ihren Ruf zurückgekehrt ist, ermächtigt sie, meines Bedünkens, ihm unter den gegenwärtigen Umständen eben dieses Vertrauen in völlig unbeschränkter Form zu schenken. Nehmen Sie seine Vorschläge an, ohne sich für sie zu verbürgen, da Ihnen die Zeit fehlt, sie zu prüfen. . . . Gestagt es Herrn Neders, so werden wir seinen Erfolg segnen. . . . Mißglückt, was Gott verhüten möge, sein schwieriges Unternehmen, so wird das Staatsschiff freilich an der Klippe, an der sein gekletterter Pilot es hat anprallen lassen, einen gewaltigen Stoß erleiden. Aber diese Erschütterung würde uns nicht entnütigen. Sie wären da, meine Herren, Ihr Kredit wäre unberührt, das Gemeinwesen bliebe unverletzt bestehen.“

Die Versammlung war begeistert, aber Mirabeau dämpfte sie. Es kam zu Schwankungen, manchen erschien seine Haltung

1) Um die Privilegien des Adels abzuschaffen, übertrug das dänische Volk dem König die absolute Gewalt.

2) Auch an die (später als Grundlage der Assignaten dienende) Heranziehung der Güter der Geistlichkeit wurde gedacht.

zweideutig, man war erstaunt und verwirrt, Neders Lob aus Mirabeaus Munde zu hören. Zum zweitenmal ergriff der Tribun das Wort, um zu sagen, daß man handeln müsse, daß man nicht prüfen könne. Wenn Neders sich täusche, so trafe das nur ihn, nicht aber das Land. Die Stunden verrannen und die Situation wurde immer verworrener. Da bestieg Mirabeau gegen Abend zum drittenmal das Pult zu einer improvisierten Rede, die eine ungeahnte Wirkung auslöste und jeden Widerstand besiegte.

Meine Herren!

Vielleicht kann ich Sie aus so tumultarischen Kämpfen durch ganz wenige, ganz einfache Fragen zur Erwägung dessen, was der Tag verlangt, zurückführen.

Wollen Sie, meine Herren, mir, bitte, antworten!

Hat der Finanzminister Ihnen nicht das schrecklichste Bild unserer gegenwärtigen Situation entworfen?

Hat er Ihnen nicht gesagt, daß jeder Verzug die Gefahr vermehrt? Daß ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick sie tödlich machen kann?

Haben wir einen Plan an die Stelle desjenigen zu setzen, den er uns vorschlägt? „Ja“, hat jemand aus der Versammlung gerufen. Ich beschwöre den, der „Ja“ antwortet, zu bedenken, daß sein Plan nicht bekannt ist, daß Zeit nötig ist, um ihn auseinanderzusetzen, ihn zu prüfen, ihn zu demonstrieren, daß, wenn er unserer Beratung unverzüglich unterworfen wird, sein Urheber sich hat täuschen können; daß jedermann unrecht und recht haben kann; daß also der Urheber dieses anderen Planes, selbst wenn er recht hat, unrecht haben könnte gegen jedermann, da ohne die Zustimmung der öffentlichen Meinung auch das größte Talent nicht über die Umstände triumphieren kann . . .

Und ich für meinen Teil halte ebenfalls die Mittel des Herrn Neders nicht für die besten; aber der Himmel bewahre mich, in einer so kritischen Lage die meinigen den seinigen entgegenzusetzen. Umsonst würde ich sie für besser halten; man rivalisiert nicht in einem Augenblicke mit einer ungeheuren, durch glänzende Dienste erworbenen Popularität, mit einer langen Erfahrung, mit dem Rufe des ersten bekannten Finanziers und, um alles zu sagen, mit Zufällen und einem Geschick, wie es keinem Sterblichen zuteil ward.

Wir müssen also auf den Plan des Herrn Neders zurückkommen.

Aber haben wir die Zeit, ihn zu prüfen, seine Grundlagen zu sondieren, seine Berechnungen zu verifizieren? . . . Nein, nein, tausendmal nein! Unbedeutende Fragen, gewagte Konjekturen, unnützes Herumtappen, das ist alles, was in diesem Augenblicke in unserer Gewalt steht. Was werden wir also durch den Aufschub der Veranschlagung bezwecken? Wir werden den entscheidenden Augenblick verfehlen, mit unserer ganzen Eigenliebe darauf dringen, eine Einzelheit an einem großen Ganzen zu verändern, das wir sogar noch nicht einmal begriffen haben, und durch unser unbedeutendes Dazwischentreten den Einfluß eines Ministers vermindern, dessen Ruf als Finanzier größer als der unsrige ist und sein muß; — wahrlich, es liegt hierin keine Weisheit und Voraussicht — aber liegt wenigstens Redlichkeit darin?

Zwei Jahrhunderte von Plünderungen und Räubereien haben den Abgrund ausgehöhlt, in welchen das Königreich zu versinken droht; er muß ausgefüllt werden, dieser schreckliche Abgrund. Nun, da ist die Liste der französischen Grundbesitzer; wählen sie unter den Reichsten, um weniger Bürger aufzuopfern; aber wählen sie; denn muß nicht eine kleine Anzahl umkommen, um die Masse des Volkes zu retten? Geschwind, diese zwei Tausende von Notabeln befehlen so viel, daß das Defizit gedeckt, die Ordnung in Ihre Finanzen und Frieden und Wohlstand in das Königreich zurückgeführt werden kann; treffen Sie ohne Erbarmen jene traurigen Schlachtopfer, stürzen Sie sie in den Abgrund, und er wird sich sogleich schließen . . . Sie schauern zurück . . . Inkonsequente Menschen! Kleinmütige Menschen! Sehen Sie denn nicht, daß Sie durch die Dekretierung des Bankrotts oder, was noch häßlicher ist, dadurch, daß Sie ihn, ohne ihn zu dekretieren, unvermeidlich machen, sich mit einem tausendfach verbrecherischen und — unbegreiflicherweise — nutzlos verbrecherischen Akte beflecken? — Denn kurz gesagt, dieses schreckliche Opfer würde wenigstens das Defizit heben. Aber glauben Sie, daß Sie nichts mehr schuldig sein werden, weil Sie nicht bezahlt haben? Glauben Sie, daß die Tausende, die Millionen von Menschen, welche durch die schreckliche Explosion oder ihre Gegenstände in einem Augenblicke alles das verlieren werden, was den Trost ihres Lebens ausmachte und vielleicht ihre einzige Nahrungsquelle, Sie in Frieden ihres Verbrechens genießen lassen werden? Stoische Beträchter der unberechenbaren Leiden, welche diese Katastrophe über Frankreich ausgeleitet wird, süßlose Egoisten, die Sie meinen, daß diese Zukunfts der Verzweiflung und des Glends wie so viele andere vorübergehen werden, und dies um so schneller, je heftiger sie sein werden, sind Sie ganz sicher, daß so viele brotlose Menschen Sie ruhig die Gerichte genießen lassen werden, deren Anzahl und Köstlichkeit Sie nicht haben vermindern wollen? . . . Nein, Sie werden umkommen, und bei dem allgemeinen Braude, den zu entfachen Sie nicht schauern, wird der Verlust Ihrer Ehre nicht einen einzigen Ihrer abscheulichen Genossen retten.

Dorthin steuern wir . . . Ich höre vom Patriotismus reden, von Anrufungen des Patriotismus. Ach, schänden Sie doch nicht die Worte Vaterland und Patriotismus! Es ist also eine Selbsttat, einen Teil seiner Einkünfte hinzugeben, um alles zu retten,

was man besitzt! Nun, meine Herren, es ist nur ein wenig Arithmetik nötig! Der, der da noch zaudert, kann die Entrüstung gegen ihn nur durch die Verachtung entwaffnen, die seine Dummheit erregen muß! Ja, meine Herren, es ist die gewöhnlichste Vorsicht, die trivialste Klugheit, es ist Ihr handgreiflichstes Interesse, was ich anrufe. Ich sage Ihnen nicht mehr wie früher: Werden Sie als erste den Nationen das Schauspiel eines Volkes geben, das sich versammelt hat, um öffentlich gegen Treu und Glauben zu oerstoßen? Ich sage Ihnen nicht mehr: Welche Ansprüche haben Sie denn auf die Freiheit? Welche Mittel werden Ihnen bleiben, um sie aufrechtzuerhalten, wenn sie gleich bei Ihrem ersten Schritte noch über die Schändlichkeiten der verderbtesten Regierungen hinausgehen? . . . Ich sage Ihnen, Sie werden alle in den allgemeinen Sturz mithineingerissen werden, und Sie selbst sind an dem Opfer, das die Regierung von Ihnen verlangt, am meisten interessiert!

Wotieren Sie also diese außerordentliche Beihilfe! Möge sie hinreichend sein! Wotieren Sie sie, weil, wenn Sie auch Zweifel über die Mittel haben (unbestimmte, undeutliche Zweifel), Sie doch keine haben über ihre Notwendigkeit und über unsere Unfähigkeit, sie durch etwas anderes zu ersetzen, im Augenblick wenigstens. Wotieren Sie sie, weil die öffentlichen Zustände keinen Aufschub dulden, und weil wir für jeden Verzug verantwortlich wären. Wüten Sie sich, Zeit zu verlangen; das Unglück verweigert sie stets.

Meine Herren, bei Gelegenheit eines lächerlichen Voraanges im Palais Royal^{a)}, einer nicht ernstzunehmenden Unbotmäßigkeit, die nur in der schwachköpfigen Einbildung einiger Menschen ohne Treu und Glauben und von schlechten Absichten Bedeutung hatte, haben Sie neulich die wahnwitzigen Worte gehört: „Catilina ist vor den Toren Roms, und man debattiert!“ Und sicherlich gab's damals bei uns weder Catilina, noch Gefahren, noch Parteien, noch Rom. Aber heute ist der Bankrott, der schreckliche Bankrott, da. Er droht zu verschlingen: Sie, Ihre Besitztümer und Ihre Ehre . . . Und Sie debattieren!

Welche Gefühle drängen sich noch heute beim Lesen dieser Rede auf — ganz abgesehen davon, daß man aus ihr eine ganze Reihe pikanter Vergleiche zu unserer heutigen finanziellen Lage und zu den Männern, die sie zu meistern unternehmen, herausfinden könnte! Aber schärfer noch tritt die Frage hervor: Was beabsichtigte Mirabeau durch sein seltsames Verhalten? Zunächst muß man sich darüber klar sein, daß die Versammlung so wenig wie Neders die Fähigkeiten zu einer großzügigen Finanzreform aufbrachte. Ein Mitglied der Rechten, Mirabeaus Bruder, Mirabeau-Tonnou, so genannt wegen seiner ungeheuren Dialekt, sprach das aus, als er in den vorausgehenden Debatten sagte: „Wir können nicht leugnen, daß unsere Kenntnisse in Finanzsachen sehr gering sind.“ Der einzige, der die Kraft und die Einsicht dazu besaß, war Mirabeau selbst, aber ihm fehlte das Vertrauen der Versammlung, die Popularität, die Neders hatte, aber ohne die Fähigkeiten Mirabeaus. Für diesen gab es nur einen Weg, durch die Erschütterung der unverdienten Vollsgnast den Sturz Neders herbeizuführen. Er wußte, daß Neders mit seinen Finanzprojekten Schiffbruch erleiden würde. Dann war die Bahn frei für ihn selbst, dann würde man ihm die Tugend des Unfähigen nicht mehr vorhalten können.

In der gewaltigen Rede, durch die er seine Hörer so zu erschüttern vermochte, nicht zum wenigsten auch durch die Klangfärbung seiner Stimme, paaren sich Ironie und Heuchelei mit dem weiten Blick des einzigartigen Staatsmannes. Er schwang eine gefährliche Waffe gegen seinen Feind. Er wußte das und war überzeugt, daß er sie führen dürfe, ohne Unheil damit anzurichten. Das gleiche Schauspiel hat sich später, im August 1790, noch einmal wiederholt, als Mirabeau für die Assignaten eintrat, die er früher als eine „wandernde Pest“ bezeichnet hatte. Neders war gestürzt, aber die Hoffnung, sein Nachfolger zu werden, hatte Mirabeau schon an jenem katastrophalen 7. November 1789 zu Grabe getragen, an dem der Antrag durchgegangen war, „sein Mitglied der Nationalversammlung kann während der Dauer dieser Session ins Ministerium eintreten.“ Dieser gefährliche und kurzfristige Beschluß, der sich direkt gegen Mirabeau selbst richtete, hatte alle seine Hoffnungen, die Leitung der Regierung und damit die der Revolution in die Hand zu bekommen, vernichtet. Der erstündliche Geist Mirabeaus suchte zwar neue Wege, fand sie auch, aber er verstrickte sich dabei mehr und mehr in ein Netz geheimer Intriguen, aus dem ihn nur noch sein Tod erlöste. Damals schon im geheimen Dienste des Königs stehend, warf er

^{a)} Der Garten des Palais Royal war der Versammlungsort aller revolutionären Schreihälse, die dort Neben hielten und für sich Parlament spielten. Der Vorgang, auf den Mirabeau anspielt, ist folgender: Die Vetofrage hatte die Gemüter in ungeheure Aufregung versetzt, und dies um so mehr, als ein großer Teil des Volkes gar nicht wußte, was das Veto eigentlich bedeutete. Viele hielten es für einen geheimnisvollen Mann, andere identifizierten die gehakte Königin mit ihm, wieder andere sahen in dem Veto eine Steuer, die Bauern ließen sich einreden, wenn der König das Veto hätte, könne er befehlen, die Säulen, die auf dem Tisch stehen, wegzuziehen. Man begreift also, daß das Veto um das Veto ungeheuer war.

Nun hatten am 30. August die Demagogen des Palais Royal beschlossen (selbstredend ohne einen Funken von Recht dazu), die Abgeordneten, die für das Veto gestimmt hatten, sollten von ihren Wählern abgerufen und unter Anklage gestellt werden. Man hatte ferner gedroht, die Häuser und Schlösser der Aristokraten anzuzünden. Als ein Abgeordneter in der Nationalversammlung die Frage stellte, ob man über diese Vorgänge verhandeln solle, bekam er die von Mirabeau erwählte Antwort.

sich den Jakobinern wieder in die Arme, um nach außen hin seine Popularität und seinen Einfluß auf die Versammlung zu retten. Deshalb verteidigte er von der Rednertribüne herab die Assignaten, über die er dem König vertraulich schrieb: „Kann man für den Erfolg der Assignaten eintreten? Ich antworte kühllich: nein!“ Denn die Häupter der Jakobiner hielten dieses Papiergeld für eine wesentliche Errungenschaft der Revolution. Wer gegen die Assignaten ist, sagte Barnave, ist gegen die Revolution!

Was wollte Mirabeau jetzt? Er dachte — fürs erste wenigstens — nicht mehr daran, selbst ins Ministerium zu treten, sondern er trug sich mit dem Gedanken, die Revolution durch die Revolution zu bekämpfen. „Jakobiner als Minister werden nicht mehr Jakobiner sein“, meinte er. „Aus Steuerrüder der Regierung gestellt, so daß er die Leiden des Reiches überblicken muß, wird auch der wütendste Demagoge das Ungenügende der königlichen Macht erkennen... Seine Partei würde, um ihm treu zu bleiben, bald ihre Grundsätze mildern... und ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, würde sie nicht mehr dieselbe bleiben.“ Mirabeau, der überzeugte Monarchist, den die Fehler seiner Jugend und die Mißgunst seiner Standesgenossen auf die Seite der extremen Revolutionäre geschleudert, wollte ein demokratisches Königtum mit einer starken Exekutive, ausbalanciert zwischen dem absoluten Veto des Königs und dem Recht der Steuerbewilligung und Verweigerung der Volksvertretung. Aber seine Pläne scheiterten an dem Mißtrauen der Königin gegen ihn, das noch verstärkt wurde durch seine Empfehlung der Jakobiner, ihrer bestigsten Feinde, als Ministerkandidaten, und an der Schwäche des Königs.

Mirabeau sah, wie kein anderer seiner Zeitgenossen, klar den Lauf der Revolution vor sich. Er erkannte im 5. Oktober 1789 das „Leichtentuch des Königtums“, er erblickte im Geist die Leichen des Königs und der Königin auf dem Pflaster von Paris geschlagen und das wilde Feuer des Umsturzes durch alle Provinzen des Landes toben. Er sah auch vorausschauend den 19. Brumaire, den Siegestag des „rettenden“ Despoten Napoleon. Aber er war sich auch über sein eigenes Los nicht im Unklaren. „Immer darauf beschränkt, zu raten“, schreibt er an La Mard, „niemals in der Lage zu handeln, werde ich wahrscheinlich das Schicksal der Kassandra haben. Ich werde immer die Wahrheit voraussagen, und man wird mir niemals glauben.“ Als er am Morgen des 2. April 1791 starb, hatte er nichts erreicht als den Ruhm des gewaltigsten Redners der Nationalversammlung. Und doch befaß er allein das Zeug, wenn überhaupt einer in der Periode des Zusammenbruchs des absolutistischen Frankreichs, aufbauende Arbeit zu leisten. Er hätte auch die Finanzmisere beseitigen und damit eine der Hauptgründe der Revolution außer Wirkung sehen können. Ihm wäre es gelungen, die Versammlung von 1200 zum großen Teil unpraktischen Schwärmern, den „förrischen Esel“, wie Mirabeau die Reichsstände nannte, zu leiten, was er in der kurzen Zeit seiner Führung des Präsidiums glänzend bewies. Die erstaunliche Kunst, mit der er sich des Könnens seiner zahlreichen Mitarbeiter bediente, machte ihn geradezu zum Ideal eines modernen Ministers. Aber das durch die Verfehlungen seiner Jugend belastete dämonische Genie zerbrach an der spießbürgerlichen Ehrbarkeit einer Mittelmaßigkeit wie Necker. Denn Mirabeaus Unglück war es, daß in der Zeit, wo er handeln sollte, das über die sittliche Verkommenheit des Königtums und des Adels bis zum äußersten empörte französische Volk ein sauberes Privatleben höher bewertete, als das größte staatsmännische Genie.

Die Gelb-Roten Bücher.

Angezeigt von Karl Joho.

Schon mehrfach wurden schöne Anläufe genommen, die badische Dichtung in einem gemeinsamen Unternehmen zu sammeln. Nicht etwa, um damit literarische Krähwinkeln mit ihrer Eitelkeit, ihrem Personenkult und ihrem Dilettantismus unter der Flagge einer mißverständenen „Heimatkunst“ zu treiben, sondern um der ausgesprochenen Stammeseigenlichkeit unserer badischen Heimat in wirksamer Geschlossenheit die berechtigte und verdiente Stelle im deutschen Schrifttum zu verschaffen. (Dergestalt, wie es den schwäbischen Dichtern — neuerdings auch mit einer besonderen Zeitschrift — schon lange gelungen ist. In diesem Sinn die „Pyramide“ anzubauen, ist ebenfalls inneres Ziel deren Redaktion.)

In den Jahren 1909—1905 hat Albert Geiger als damaliger Vorsitzender der Vereinigung Karlsruher Künstler und Kunstfreunde „Heimatische Kunstpflege“ drei nach Inhalt und Ausstattung prächtige Jahrbücher „Badische Kunst“ herausgegeben. Später erschien die ausgezeichnete Monographie Josef Beringers „Badische Malerei im 19. Jahrhundert“ als vierter Band, dem 1910 die „Silhouetten neuerer badischer Dichter“ von Karl Hesselbacher vorangegangen waren. (Die von der „Heimatischen Kunstpflege“ in Auftrag gegebene Darstellung des Badischen Theaters als fünfter Band verschlang der Krieg.) In Hesselbachers Buch, das von weiten Kreisen unserer Heimat in tief beklagenswerter Gleichgültigkeit und, man muß es wohl richtig nennen, in geistiger Trägheit vernachlässigt worden ist, gibt der Verfasser in eindringlicher Unterjochung das Werden des badischen Dichterscharakters und zeigt insbesondere aus der historischen und geo-

graphischen Zusammenschweifung unseres Landes die Problematik unserer literarischen Stellung und damit die Notwendigkeit eines mit Nachdruck anzustrebenden Zusammenfassens auf. Das wertvolle biographische, mit reichen Proben ausgestattete Sammelwerk, das in keinem badischen Bücher-schrank fehlen sollte, ist, wie erwähnt, vor wenigen Jahren erschienen. Seitdem hat sich unsere deutsche Welt so furchtbar und todräuernd verändert, daß jenes innigste Zusammenschließen gerade in den geistigen Dingen in unserer Zeiten Wirnis und Spaltung zum höchsten Gebot geworden ist. Jeder denkende Mensch weiß, daß ein Aufschwung aus dem heutigen politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch nur aus Seele und Geist erfolgen kann. Jedermann weiß auch oder fühlt es wenigstens, daß wir, obwohl des Reiches Bestand als Staat unerlässlich ist, in unserer südwestdeutschen Ecke unsere Besonderheit in den kommenden Jahrzehntelangen Flutungen unbedingt retten, noch mehr: zur immer größeren und bestimmteren Geltung bringen müssen. Diese Forderung entspringt nicht dem Dünkel eines Gernegroß oder einem öden Partikularisten-Stammtischgeschrei, sie wurzelt in der Tatsache der älteren, weiter gespannten und daher verfährlieheren und der reicherer Geistes- und Gemüts-pflege des deutschen Südens.

Darum ist es von allen, denen das Geschick der Heimat tiefste Befensbedingung und ein heiliges Anliegen ist, zu begrüßen, daß trotz der Ungunst der Lage und der Dunkelheit der Zukunft der Verlag Reuß & Zita in Konstanz nach den Vorläufern des Bodenseebuches und des „Badischen Buches“ abermals den Gedanken aufgegriffen und glücklich begonnen hat, das badische Schrifttum in einer bestimmt orientierenden und orientierten Buchreihe, in den „Gelb-Roten Büchern“, festzuhalten und in die Weite wirken zu lassen. Wenngleich wir hier in Karlsruhe natürlich es lieber gesehen hätten, daß das Unternehmen von einem hauptstädtischen Verlag ausgegangen wäre, so haben wir doch die Genugtuung, daß sein Herausgeber, Professor Dr. Desterling, im geistigen Mittelpunkt des Landes mit seinen reicheren Gelegenheiten und Mäßen wirkt. Desterlings ungewöhnliche Literaturkenntnis (infolge seines Berufs und seiner Neigung ist er gerade im süddeutschen Geistesleben besonders zu Hause), sein Urteil und sein Geschmac, frei von jeglichen außerkünstlerischen Hemmungen, bürgt für eine kritische Auslese der in den „Gelb-Roten Büchern“ gebotenen Werke heimätlicher Dichter und Schriftsteller.

Die schmucken und mit Rücksicht auf die Materialnöte recht befriedigend ausgestatteten drei ersten Nummern der Serie sind in diesen Wochen erschienen; sie geben sich als treffliche Einführung und bestätigen die glückliche und kundige Hand des Herausgebers. Wir können die Bände bestens empfehlen und geben gerne auch unsererseits die Einladung an die Dichter und Schriftsteller weiter, wonach wesentliche Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, Literatur, Volkskunde und Geschichte, soweit sie für Baden charakteristisch sind, gewünscht werden.

*

Hans Thomas Gedichte und Gedanken in der Auswahl und mit Widmung und Nachwort von Kurt Karl Eberlein ist im „Karlsruher Tagblatt“ anlässlich des 80. Geburtstages des Meisters am 2. Oktober in Nr. 273 besprochen worden. Es genüge an dieser Stelle der Hinweis darauf.

*

Der Verfasser der Kleinstadtgeschichten „Steinacher Lent“, die das zweite Gelb-Rote Buch (Preis 3 M 50 J) ausmachen, ist bei unsern Lesern durch seine humoristisch-satirischen Geschichten und Skizzen wohl bekannt und geschätzt. Ferdinand Madlinger nimmt sich, wie schon aus dem Untertitel hervorgeht, seine Stoffe aus dem Leben der dreimal gesegneten und sechsmal verfluchten Kleinstadt, der er schon einmal in dem Buch „Kriegerfest“ (Leipzig, 1913) ein schallendes Denkmal gesetzt hat. Sichert aber nicht den selbstwiderlichen Ort Steinach: Ihr findet ihn nicht, denn er ist überall und nirgends und nur ein treffender Typ für die kleine oder besser kleinliche Stadt. (Denn kleine Städte können wohnig und lieblich sein.) Madlinger gießt über deren allzumenschliche Bewohner seinen durch keinerlei Rücksichten gehemmten Spott, wie ihn der Satiriker haben muß, um richtig zu treffen. Die einzelnen Typen des „Städtle-dorf“, wie Hansjakob solche Orte zu nennen pflegte, werden in den auswählenden Sensationen der Steinacher greifbar echt und in unbarmherzig scharfen Strichen hingeseht, die „Probleme“ in ihrer Platttheit beißendem Gelächter preisgegeben. Es stellt sich daher beim Leser das maßgebliche Kriterium ein: er lacht sich frei. Je mehr man in der „Provinz“ über diese in allen Steinachs unseres badischen Ländchens (außerhalb davon sind alle Leute geistig größer natürlich!) spielenden Schnurren mitleidet, je lieber ist es gewiß dem Autor, der in seinen wihigen Spiegelbildern nicht nur unterhalten, sondern zur Besserung aufrütteln will. Von den kurz und wirkungsvoll gerasselten zehn Kleinstadtgeschichten sei besonders hervorgehoben die „Crotif“. Auf einem Duzend Seiten ist darin nämlich nichts geringeres als die ganze Weltanschauung (das Wort in Gänsefüßchen eingeeengt) eines bestimmten allzuhäufigen Beamtentyps in treffender Beobachtung und überwältigender Komik hingeworfen. Die sogenannte Politik eines Gastwirts bekommt ihr gesalzeneres Teil in „Schorsch's Wahrede“, die Reibhämmer und Klatschbasen in den

„Zwei anonymen Briefen“, das ehrfame Handwerk der Kriegslieferanten in Verbindung mit Drückebergerei in der fatal echten Geschichte der Weltfirma „Guggenmuß und Muckensfuß“. Endlich sei noch das ergreifende Lebensbild des „Dachsfrenzl“ erwähnt, der sich vor der ordinären Selbstgerechtigkeit seiner lieben Mitbürger in ein Grab in den Wasgen flüchtet und der damit „seinen Rückweg zum Volksganzen“ in heroischer Weise gefunden hat.

Madlingers „Steinacher Teufel“ sind mit Ganzzeichnungen und Schlußstücken von Bert Joho (Pforzheim) geschmückt. Da die Eltern des Malers die gleichen waren wie die des Schreibers dieser Besprechung, ist eine objektive Beurteilung darüber billigerweise nicht zu erwarten und unterbleibt daher.

*

Mutter. Ein Roman von Albert Geiger. 346 Seiten, Preis 5 M 50 S. Mit dieser holden Gabe grüßt unser lieber, unvergesslicher Albert Geiger aus dem Grabe! Darf man denn als kühler Kritiker überhaupt sagen, daß in der Wonne und Süße der Schlüsszenen dieses Buches und bei den ausklingenden Versen

„Da oben auf dem Berge
Da rauscht der Wind.
Da sitzt Maria
Und wieget ihr Kind —“

Ihm die Augen flimmerten und schwammen? Solchermaßen hat ihn die Liebesgeschichte „Mutter“ erschüttert. Weil eben die Geschichte mit dem eigenen Traumleben des Dichters zusammenfällt. Nach echter Poetenart hat Geiger das Glück, „das nie geschah und nimmer geschieht“, in seiner Dichtung herbeigezauert. Er, der ruhelos und leidzerrissen zwischen dem „Fremdling“ und dem „Wingerfest“ taumelte, er ist der Muralt und er ist der Silvester Frey seines nachgelassenen Romans. Seine auffauchenden und flammenden Wünsche hat er in den herrlichen Gestalten der Barbara Mzinger und der Irmgard Frey zum Klagen gebracht. Selb sehrender Wunsch „Komm du friedeloser Mann“ wird ihm im Tode erfüllt. Verführend und verfühnt grüßt nun seine „Mutter“ aus dem Grabe.

Der Roman spielt in einer süddeutschen Handelsstadt um die Zeit Albrecht Dürers. Silvester Frey, ein stolzer und geistvoller Kaufmann, hat seine erste Frau in jungen Tagen verloren. Auf dem Scheitelpunkt seiner Mannesjahre gewinnt er die Liebe der Würzburger Gelehrtenochter Barbara Mzinger, zum tiefsten Schmerz seiner zur holden Jungfrau herangeblühten Tochter Irmgard. Barbara hat vor ihrem Jawort einen schweren Kampf in sich selbst bestanden und ringt sich von ihrer Jugendliebe zu dem glänzenden welschen Magister Hans Muralt zutiefst und wahrhaft erst dann in der Ehe los, als sie erkennt, daß der Sinn des Lebens nicht die Vollendung des eigenen, sondern des kommenden Lebens ist. Als sie in Wonnehauern ihr Kind erföhlt, ist sie frei. Mit dem Geständnis dieses einfachen und hehrten Wunders bezwingt sie auch den ihr weisungsgleichen Hans Muralt. Das Mutterglück zerschellt die ungeheuerlich drohende Schuld und wird allen zur Gnade. Auch Muralt findet seine Erfüllung und gewinnt Gesundheit an Körper und Seele am Herzen der holdbeisamen Irmgard Frey.

Dem Dichter sind die beiden Frauengestalten außerordentlich gegliedert. Zwei Szenen schuf er um sie, die in der neueren Literatur nicht kühner, zum andern nicht lieblicher geschrieben worden sind. Das ist einmal die Stunde der Mutterwerdung der Barbara auf „goldener Höhe“, zum andern die zage Werbung in Irmgards Gärtlein, darinnen „das Schweigen und Horchen Gottes“ umgeht.

Es verflücht nichts, wenn allzuwillig ein stets freundliches Zufallsgeschehen den Gang der Handlung bewegt, und daß, mit Schessel zu reden, die Zeichnung zuweilen allzu düffeldorferisch ausgefallen ist. Vorbereitung und Motivierung, Tempo und nie abbreifende Spannungskraft, Ergriffenheit und Inbrunst, Reinheit und Größe der Gedanken machen das reichlich weit. Noch weniger verflücht, daß der Lyriker verschwenderisch durchbricht. Dadurch bekommen sein „feinspüriges Gefühl“, sein Stil einen wundervollen Glanz, seine Worte eine stille Wärme. In der Fülle, mit der allein Geiger seine zwei Frauen und eben solche Männer in ihren Gegensätzlichkeiten überschüttet, beweist er des echten Dichters Reichtum. An der Heilung der Leidenschaften durch Unterordnung und durch die sittliche Tat erkennt man dieses echten Dichters Sendung.

Für den Weihnachtstisch wüßte ich kein schöneres Buch als Albert Geigers „Mutter“ zu empfehlen. Helle Fackler hat diesem dritten Gelb-Noten Buch artige, dem Zeitstil der Geschichte angepaßte Initialen beigegeben und ein herbliches Titelbild der Mutter Maria gezeichnet.

Die Million und der Mesner.

Skizze von Hermann Kienzl.

Gemütlich ist's in Polsterkirchen! Sizen beim „Bären“ allabendlich ruhsam beisammen: Der Herr Pfarrer Ambros Hinterhuber, der Herr Bürgermeister Franz Struz, der Herr Werkführer Adam Steinbüchel und der Herr Förster Josef Panholzer. Warum nicht? In Bayern, auf der Bierbank, war man demo-

kratisch schon lange vor der Republik! Aber die Farbenmischung, die ist halt doch extra-polsterkirchnerisch. Der Herr Bürgermeister ist ein bürgerlicher Demokrat, als was man früher „Alberaf“ nannte; der Förster blau, der Werkführer morgenrötlich usw. Der Herr Pfarrer kennt keinen Hochmut. Leidet's gern, daß sein eigener Mesner, der Thomas Bömstl, hie und da einmal, wenn die Tauf- und Hochzeitsporteln es erlauben, am hochwürdigen Tisch Platz nimmt.

Ja, der Thomas Bömstl! Das ist einer! Gar nicht wie sonst ein Mesner. Hat von der Katz nicht den Buckel und von der Maus nicht die Dack. Ganz im Gegenteil! Den „Spartacus“ nennen sie ihn in Polsterkirchen. Was man nun eben in Polsterkirchen unter einem Spartakisten versteht! Ein lehrreicher, umgänglicher Mann ist er allerweil, der Mesner, und rupft keiner Fliege einen Flügel aus. Aber schimpfen tut er sein brav. Und den Herrn Pfarrer freut's, daß sein Mesner so ein mordsbayerisches Maul hat. Knallt der Mesner so eine zehnpfundige politische Grobheit hin, so schmunzelt der hochwürdige Herr und sagt: „Da schaußt! Mein Mesner, der hat Freiheit genug!“

Seit ist er ganz rabiat. Ist nämlich zum Honoratiorentisch ein seltener Gast gekommen, Herr Mebler, der Direktor der Bankfiliale. Hat einen großen Druckbogen mitgebracht, den Aufruf zur Spar-Prämienanleihe. Und erklärt den Herren, wie angenehm es ist, mit so viel eigener guter Hoffnung dem Vaterland zu dienen. Bloß tausend Markter kostet eine Anleihe, fünfhundert als Reichsanleihe, fünfhundert in bar. Riskieren tut keiner was, denn das Ding verzinst sich! „Hast heute die Spar-Prämienanleihe gekauft, kommt morgen der Waisenknabe, zieht und — schrupps! bist Millionär. Und der Steuerbote, der heute alles frist, macht vor der Spar-Prämie eine höfliche Verbeugung und sagt: „Mit anrühren!“

Der Bankvorsteher hat ausgerebet. „Sakra! Sakra!“ — sagt der Adam Steinbüchel. „Om!“ — nickt der Bürgermeister. „Ich zeichne!“ — ruft der Förster. „Wohl, wohl!“ — schmunzelt der Pfarrer.

Da patzt eine breite Hand auf den Tisch, und hinter ihr steht der Mesner — nicht ganz fest, nicht ganz fest steht er! — und schreit: „Ich bin nicht der Narr, der dreidoppelt!“

„Hör' einmal, Mesner!“ sagt der Pfarrer Ambros Hinterhuber ganz gemächlich, „ich hab immer geglaubt, die Wunder, mit denen ist's heutzutage vorbei. Aber daß einer von dem dünnen Bier so einen Efelranfch kriegen kann wie du, — das ist ein Wunder!“

Der Mesner muckt auf, brummt was, brummt noch einmal, und dann geht er heim.

Zu Hans brummt er noch immer. Zieht sein rotgeblümtes Nachtleib an, setzt die Zipselhaube auf, brummt: „Der Narr — ich nit!“

Liegt schon im Bett. Aber es treibt ihn was wieder heraus. Er muß einmal nachschauen. . . Sperrt mit dem Schlüssel das kleine Kästl auf. Nichtig, da liegen sie! Fünf Stück Anteilsscheine von fünf Reichsanleihen. War doch immer ein guter Patriot, der Herr Spartacus von Polsterkirchen! Nur das Maul . . .

Da hat er den Wollstrumpf in der Hand. „Sind sechshundert Markeln und mehr drin“, sagt er — und: „Beisammen, — ja, beisammen wär's. . . Aber ich nit! Der Narr bin ich nit!“

Und liegt wieder im Bett. Und summt und brummt: „Ich nit . . . ich nit!“

Ziehung! Ziehung! Erste Ziehung der Spar-Prämienanleihe!

Vor dem Rathhaus in Polsterkirchen drängen sich Männer und Frauen. Ein Gemurmel setzt ein und schwilt an. Und dann ist's ein Geschrei, ein Gebrüll.

„Bömstl!“ — so hört er. „Thomas Bömstl! . . .“ und wieder: „Bömstl!“ und „Mesner! Mesner!“ Und dann kracht's wie aus einer Kanon und klingt und bröhnt wie von hundert Gloden: „Die Million! . . . Der Bömstl, der Mesner, unser Mesner hat die Million!“

Beinahe wäre er aus dem Bett gefallen. . . Er reißt die Augen auf: es ist heller Tag.

Der Mesner liegt da, wischt sich den Schweiß ab und atmet heftig. „Na, so was . . .“ sagt er und derweilen nichts weiter.

Kommt die Kathi, bringt ihrem Thomas den Kaffee. Der Mesner schaut sein Weib an, schaut es noch einmal an.

„Du, Alte!“ — schreit er — „Kreuztibi domine! Wie soll ich denn die Million kriegen, wenn ich keine Prämienanleihe hab'?! . . . Nein! Still sei! Das verstehest du nicht! Gezeichnet wird! Basta! Punktum! Strensdand drauf!“

Eine Stunde später ist der Thomas Bömstl, der Mesner, beim Herrn Bankleiter von Polsterkirchen. — Spartakist ist er schon, halt wie man in Polsterkirchen Spartakist sein tut . . . Und die Million will er haben. . . Recht hat er! Er oder andere: zeh'n in jedem Jahr werden es sein!

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Meybert. — Druck und Verlag

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. S. —